

(Nachdruck verboten.)

47

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Franz Kranz stand während der Verhandlungen auch in der Nähe.

Sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe.

Was er gewollt, hatte er freilich erreicht; aber die Marie Jung war dabei zu Grunde gegangen; und doch nur, um in ihren Besitz zu gelangen, hatte er es gethan. Außerdem hatte er gar nicht gedacht, daß der Säger nicht verächtelt sein könnte. Wer hätte auch denken können, daß es zu Anfang dieses aufgeklärten Jahrhunderts noch einen so verdrohenen Burschen gab. Aber sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, zumal die Marie Jung nun doch verloren war.

Fast war es ihm unangenehm, daß Wilhelm Säger sich weigerte, seinen Verdacht zu äußern. Es war ihm sogar tödtlich zu Mut, als müsse er laut hinaus schreien: Ich, ich bin's gewesen!

Aber dann graute ihn wieder so vor dem Zuchthaus, daß er schwieg.

Im Grunde fühlte er sich daher erleichtert und atmete auf, als er merkte, daß bei dem ganzen Untersuchen nichts herauskam. Daß Franz Kranz es gewesen sein könne, daran dachte kein Mensch, da niemand einen Grund dafür wußte. Auf die Frommen geschimpft hatten sie alle, nicht weniger wie er. Wenn es darauf angekommen, konnten sie alle es gethan haben; und doch hätte sich keiner dazu für fähig gehalten.

So mußte man denn den Brand irgend einer Unvorsichtigkeit zuschreiben. Auch der bekannte Handwerksbursche stellte sich im Protokoll mit unfehlbarer Sicherheit ein, der in der Scheune genächtigt, unvorsichtigerweise wahrscheinlich glühende Tabakstämme ins Stroh habe fallen lassen, und als er gemerkt, was er angerichtet, sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

Franz Kranz wurde immer unruhiger, je sicherer er sich fühlte, daß nie ein Verdacht auf ihn fallen würde.

Er lauerte am Abend vor dem Hause, in dem Wilhelm Säger mit seiner Familie untergebracht war. Er wollte ihn sehen, allein sprechen und ihm dann vielleicht doch einiges, alles sagen.

Dann würde er ihn gewiß anzeigen, der fromme Heuchler! Er empfand eine krankhafte Neugier, herauszubekommen, was der fromme Heuchler thut, wie er sich bei dem Geständnis benehmen würde.

Wie gefährlich das für ihn selbst werden könnte, daran dachte er nicht; und wenn ihm der Gedanke auch einmal miklar durch den Kopf ging, beruhigte er sich damit: Du kannst ja fortlaufen. Du wirst es ihm nur allein sagen und auf freiem Feld. Und wenn sie ihn doch erwischten? Dann war es eben sein Verhängnis. Viel lag ihm gar nicht daran, da die Marie Jung nun doch tot war.

Als es ganz dunkel geworden, trat Wilhelm Säger wirklich aus dem Haus. Sofort duckte sich aber Franz Kranz in eine Ecke, daß er nicht erkannt würde. Dann schlich er leise hinter ihm drein.

Wilhelm Säger ging zu der Stelle, wo vor ein paar Tagen noch sein Haus gestanden, wo jetzt nur noch ein rauchgeschwärzter, qualmender Trümmerhaufen zu finden.

Eine Weile sah er starr auf die Trümmer. Dann fiel er in die Kniee.

Er betet wohl, dachte Franz Kranz dicht hinter ihm. Verstehen konnte er den Knieenden nicht, aber er hörte mit Schrecken, wie Säger stöhnte und schwer seufzte.

Kurz entschlossen tippte er ihm auf die Schulter. Säger sprang sofort auf, weil er nicht wollte, daß jemand seine Schwäche sehe.

„Geh' e paar Schritt mit, ich hab' der was zu sage,“ sprach Kranz leise, heiser. Wilhelm Säger that es.

Langsam gingen die beiden dem nahen Wald zu. Keiner sprach.

Sag' ich's ihm oder sag' ich's ihm nicht, dachte Franz Kranz und konnte zu keinem Entschluß kommen.

Plötzlich blieb Wilhelm Säger stehen, und ehe es Franz Kranz gedacht, ergriff er ihn vorn am Nack und schüttelte ihn.

„Du, Du bist's gewesen, Du Schuft! sag's!“ leuchte Säger, aber immer darauf bedacht, nicht zu laut zu werden.

Kranz ließ sich ruhig schütteln. Er fühlte sich so feig, so jämmerlich feig unter dem Griff dieser Hand. Säger hätte ihn in dem Augenblick totschlagen können, Franz Kranz würde sich schwerlich gewehrt haben.

Endlich ließ ihn Säger los. „Sag's, warst Du's oder warst Du's nit?“

„Ja, ich war's.“

Säger wandte sich wieder dem Dorf zu. Kranz ging still hinter ihm her. Beide schwiegen eine ganze Weile.

Nun sagte Franz Kranz leise: „Jetzt zeigst De mich an?“

Säger schwieg in schwerem Kampf mit sich selbst. Endlich sagte er laut und feierlich: „Nein, ich net. Das ist nicht meines Amtes. Thu Du's. Nimm auf Dich, was menschliche Ordnung Dir zur Strafe auferlegt, und reinige Dein Gewissen. Ich thu's nit. Gott führe meine Sache. Ihm hab' ich sie übergeben.“

„Sei doch kein Narr! Du wirst mich doch nicht laufen lassen?!“

Säger sah ihn groß an. „Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen.“ Säger ließ Kranz stehen und kehrte in das Dorf zurück.

Franz Kranz stand lange auf demselben Fleck und sah Säger nach. Er glaubte nicht daran, daß ihn Säger laufen lassen würde und nicht anzeigen. Er hielt das für frommes Gethue. Säger würde sich schon gleich anders besinnen. Er wartete nur darauf. Aber nichts erfolgte.

Da sprang Franz Kranz plötzlich schnell ins Dorf, auf sein Zimmer, raffte zusammen, was er für nötig hielt und floh. Wenn der mich laufen läßt, sagte es ihm, wäre ich doch ein Erz Narr, wenn ich mich selbst anzeigte. Und die andre Stimme in ihm, die das jetzt erst recht wollte, beschwichtigte er, indem er dachte, ich kann mich ja immer noch selbst anzeigen, wenn es mir unerträglich wird, so weiter zu leben. . . . Vorläufig will ich versuchen, ob ich nicht wo anders, weit fort von hier, doch wieder ganz ruhig werden kann.

Außer dem Amtsrichter Roth gab es noch einen, bei dem wenig von Mitleid zu sehen war. Es war der Geistliche, zu dessen Amtsbezirk das schwer getroffene Dorf gehörte.

Latte bei Amtsrichter Roth die Wollust alle andren Empfindungen aufgefressen, so hatte dasselbe bei dem Geistlichen der Kirchenfanatismus zu stande gebracht. Für ihn gab es nur eins: Unse teure, evangelische Kirche, die er völlig mit dem Christentum identifizierte. Diese evangelische Kirche war nun nach dieses Geistlichen Ansicht von allen Seiten bedroht. Nicht nur durch die Römlinge und Päpstinke, sondern gerade so sehr durch die Laueheit der evangelischen Vornehmen wie durch die „ungesunde“ Frömmigkeit der Sektierer. Hierzu gehörten alle, die nicht genau und in jeder Beziehung das wollten, was er für gut hielt. Unter all diesen Gefahren war er fast der einzige treue Diener der evangelischen Kirche und kam nie aus der Gereiztheit und Bornüchtigkeit gegen fast alle Menschen heraus.

So konnte er es auch nicht unterlassen, am Grabe der Marie Jung gegen die ungesunde Frömmigkeit der Sektierer zu donnern, was sonst oft reichlichen Beifall im Dorf gefunden, bei dieser Gelegenheit aber böses Blut machte, da die große Trauerversammlung eins war in der Empfindung des Mitleids über den graujigen Tod des Mädchens, des schönsten im Dorf. Wenn die Dorfleute über dem Mitleid alles andere vergaßen, hätte das ihrer Meinung nach der Pfarrer erst recht thun müssen.

Als der Geistliche nun bei der Beerdigung Magdas, die zwei Tage darauf stattfand, hier die Gelegenheit wahrnahm, ohne Menschenfurcht Zeugnis abzulegen von der beklagenswerten Laueheit der Vornehmen der teuren, evangelischen Kirche gegenüber, wurden die Arbeiter noch aufgebracht; denn die Frau Direktor hatte ihr Leben für ihresgleichen gelassen und stand erst recht hoch in der allgemeinen Achtung. So rotteten sich denn am Abend die jungen Burschen zusammen, zogen zum Städtgen, brachten dem Pfarrer eine Katzenmüß, bewarfen sein Haus mit Schmutz und schlugen ein paar Fenster

ein. Da sich der Geistliche dadurch gefährdet glaubte, war es ihm natürlich wieder ein neuer Beweis dafür, wie die teure, evangelische Kirche gefährdet sei, und er redete sich nur tiefer hinein in Zorn und Groll gegen die bösen Daben, die lauen und ungesund und auch die Päpftlinge und Römlinge, obwohl die hiermit gewiß gar nichts zu thun hatten.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i s.

Bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit des modernen Verkehrs kann es nicht wundernehmen, daß sich zwischen verschiedenen Ländern und Erdteilen ein reger Austausch nicht nur ihrer toten Produkte, sondern auch ihrer lebenden Naturobjekte entwickelte. Wer indes gehofft hatte, dadurch tiefgehende Umwälzungen etwa in dem Bestand unserer nutzbaren Pflanzen oder Tiere zu sehen, der wird sich sehr enttäuscht fühlen. Denn bisher hat kein einziges importiertes Tier und nur eine Pflanze, die Kartoffel, einmal eine epochemachende Bedeutung in Europa gehabt. Aber die Einführung der Kartoffel ist schon lange her, und auch Mais und Tabak, die für Südeuropa immerhin von großem Wert sind, haben sich dort seit mehr dem hundert Jahren eingebürgert. Trotzdem sind eine Menge Tiere und besonders Pflanzen gerade in den letzten Jahrzehnten mit gutem Erfolge eingeführt worden. Doch das sind Pflanzungen und Nutztiere, die selbstverständlich nur eine beschränkte Ausbreitung finden können. Es sind aber außerdem auch eine Anzahl nutzbarer Pflanzen und Tiere importiert worden, und es werden noch immer solche eingeführt und zu acclimatieren versucht. Nur in wenigen Fällen aber haben sich diese Lebewesen einigermaßen dankbar erwiesen, selten haben sie sich wirklich bewährt und wohl nie sind sie unentbehrlich gewesen.

Trotzdem wird man es nicht aufgeben, immer neue Versuche zu machen. Oft tritt der Erfolg auch erst später ein; die Futterpflanze Serradella, die schon seit langen Jahrzehnten in Deutschland eingeführt ist, hat sich doch jetzt erst eine weite Verbreitung errungen und über den Wert eines Baums wie der amerikanischen Roteiche konnte man selbstverständlich erst nach hundertjährigem Versuch ein Urteil, in diesem Fall ein günstiges, bekommen. Jüngst weiß F. Revius im „Zoologischen Garten“ (1900 Nr. 11) in einem Artikel „Zur Acclimatation des Moschusochsen“ auf jenen im arktischen Nordamerika lebenden Wiederkäuer hin, ein Tier, das zur Eiszeit in ganz Europa verbreitet war und sich dann mit dem Eise in die kältesten Gegenden Nordamerikas zurückgezogen hat. In den Jahren 1869/70 wurde der Moschusochse, der etwa die Länge, aber nicht ganz die Größe unfres Hausrinds erreicht, von der deutschen Nordpol-Expedition auch in Grönland aufgefunden. Wegen seines zottigen Fells, das den Körper des Tiers fast überall, mit Ausnahme der Beine bedeckt und tief zu Boden schleppt, hat der Moschusochse ein ziemlich wildes Aussehen, doch ist er ganz harmlos und zeigt sich sogar neugierig. Für die Indianer des nördlichen Amerikas und für die Eskimos ist das Tier von großem Nutzen, sein Fleisch soll dem Rindfleisch gleichen und nur dasjenige vom Stier zur Paarungszeit wegen seines starken Moschusgeruchs ungenießbar sein. Die Milch wird aber der besten Kuhmilch gleichgestellt. Dieser ohne Zweifel in seiner Heimat sehr wertvolle Wiederkäuer ist bis jetzt lebend noch nicht nach Europa gebracht worden, und Revius fordert daher zu einem Acclimatationsversuche mit dem Tiere auf. Er bezweifelt freilich selbst, ob dieses gelingen werde. Er führt das Urteil schwedischer Fachleute an, die der Meinung sind, daß der Moschusochse sich nicht einmal in Lappland einleben werde, da ihm hier bereits das Klima und die Nahrung nicht zusagen werden. Die Hauptnahrung für das Tier bilden nämlich die Blätter und Zweige der Polarweide. Ähnliche niedere Weiden giebt es nun auf den europäischen Hochgebirgen in Menge und, wenn überhaupt, so würde hier wohl der Moschusochse die meiste Aussicht auf Einbürgerung haben. Für das Flachland würde er, selbst wenn er hier alle Existenzbedingungen fände, doch nirgends das Rind ersetzen können, hier würde die Einführung eines solchen Tieres von vornherein zwecklos sein.

Selbst im Norden steht die Bedeutung des Moschusochsen hinter der des Renttiers erheblich zurück. Das Vorkommen des Renttiers macht ja überhaupt erst die Existenz des Menschen in den nördlichsten Gegenden möglich, und man verspricht sich zum Beispiel für die kulturelle Entwicklung Alaskas sehr große Vorteile, seitdem gezähmte Rentiere von Lappland dahin eingeführt werden. Dagegen ist dem Renttier in Grönland ein großer Feind im Polarwolf erstanden. Dieses Tier, das eine weiße nordische Abart des gemeinen Wolfs darstellt, ist, wie A. G. Nathorst in einer schwedischen Zeitschrift mitteilt, von Nordamerika her in Ostgrönland eingewandert. Als die deutsche Nordpol-Expedition in den Jahren 1869 und 70 Grönland besuchte, fehlte der Wolf noch gänzlich. Es ist überhaupt nur einmal früher eine Spur von einem solchen im westlichen Grönland bemerkt worden. Damals waren dagegen die Rentiere in ganz Grönland noch sehr häufig. Bei der letzten schwedischen Expedition im vergangenen Jahre, an der Nathorst teilnahm, waren die Rentiere in Ostgrönland ganz selten

und sehr selten geworden. Auch beobachtete man eine Menge Spuren von überfallenen Rentieren, sowie vom Wolfe selbst. Derselbe ist, wie sich nachweisen läßt, von der Nordspitze Grönlands die Ostküste herabgewandert, indem er dabei den Moschusochsen folgte, die hier sehr häufig sind. Diese letzteren Tiere scheinen aber jetzt, wo der Wolf eine leichter erreichbare Beute gefunden hat, vor dem Raubgefahren ziemlich sicher zu sein. So verschiebt sich denn hier der Bestand der Tierwelt ohne Zutun des Menschen und ohne daß er es hindern könnte, in einer Weise, die für ihn sehr wenig erwünscht ist.

In viel größerem Umfange, als die Acclimatationsversuche mit Tieren werden die viel einfacheren mit Pflanzen jahres, jahreslang ange stellt. Einige Beachtung verdient die Einführung einer neuen Batatenart. Die Batate oder Yamswurzel (*Dioscorea Batatas*) ist für China und Japan dasselbe, was für uns die Kartoffel ist. Sie hat vor dieser den Vorzug, daß ihr Ertrag noch größer ist, aber sie hat auch bedeutende Nachteile. Denn einmal liegen ihre Knollen sehr tief in der Erde, so daß also die Ernte sehr schwierig ist, dann aber brauchen die Knollen bis zu ihrer Reife mindestens drei Jahr. Die Batate wird in Südeuropa hier und da angebaut. In Deutschland hat sie das Klima nicht ertragen können. Nun sind mit einer neuen Batatenart *Dioscorea Fargosii* in der Umgehung von Boris Versuche angestellt worden, über die jetzt D. Bois im Bull. de la société botanique de France (Vol. XLVII p. 49) berichtet. Der Missionar Farges hatte diese Batate in der westchinesischen Provinz Sze-tuen gesammelt und 1896 war sie zum erstenmal in der „Revue Horticole“ beschrieben worden. In dem Klima von Paris, das keineswegs milder ist, als das der Rheingauen und der süddeutschen Weinregionen, hat sich die Batate bisher ausgezeichnet gehalten. Ein großer Vorzug der neuen Art ist es aber, daß ihre Knollen nicht sehr tief in der Erde liegen, und daß daher die Ernte bei weitem leichter und also auch billiger ist. Die Qualität der Knollen soll gut sein, aber doch die der alten chinesischen Batate nicht ganz erreichen, auch sind die Knollen nicht sehr groß, und ihre volle Entwicklung dürfte eben so wie die der alten Yamswurzel sicher drei Jahre in Anspruch nehmen. Immerhin ist auch die neue Batatenart ergiebig genug. Nach zwei Jahren besaßen die bestentwickelten Knollen den Umfang einer großen Apfelsine und wogen dabei 120 Gramm. Vielleicht könnte die neue Art besonders dadurch großen Wert erlangen, daß man sie mit der alten Yamswurzel kreuzte. Es wäre dann die Hoffnung vorhanden, daß eine neue Züchtung entsteht, welche die besten Eigenschaften der alten wie der neuen Batatenart in sich vereint.

So geht denn die Bereicherung eines Lands mit neuen nützlichen Lebewesen ziemlich langsam vor sich. Das neue Gut will nicht nur importiert, sondern wirklich erworben sein. Bisweilen dauert es auch lange, bis eine neue Einführung an den Platz gelangt, an dem sie wirklich eine Lücke ausfüllt. Zu diesen Gedanken muß man angesichts eines Artikels kommen, in dem Schwappach über die Aufforstung der Dünen im südwestlichen Frankreich berichtet („Zeitschr. f. Forst- und Jagdwesen“, Jahrg. 31, Heft 11.). Die nordwestliche Küste der Gironde, jener französischen aus atlantische Meer stößenden Provinz, ist von jeher durch Stürme der See hart mitgenommen und vielfach zerrissen worden. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat man der Zerstörung auf künstlichem Wege, besonders durch Aufforstung Einhalt zu thun versucht, freilich ohne nennenswerten Erfolg. Jetzt dagegen scheint man dadurch zum Ziele gelangt zu sein, daß man die Verhältnisse der Meeresküste genau berücksichtigte und die Pflanzen dafür ausfindig machte, die für jene geeignet sind. Es wurde zunächst eine Bördüne geschaffen, die vom Strande an etwa hundert Meter weit landeinwärts verläuft und auf dieser Strecke in sanfter Böschung etwa 10 Meter ansteigt. Auf dieser Bördüne wurde die Sandlegge, der Strandhafer (*Elymus arenarius*), die beide schon oft zur Befestigung der Dünen angewandt worden sind, und die Kriechweide angepflanzt. An diese Bördüne schließt sich die hohe Düne an. Diese wurde aufgefördert. Es wurde hauptsächlich die Seestrandpflanze (*Pinus maritima*) hier ausgesät, die auch wild an den Küsten Südeuropas wächst. Aber es wurden neben ihr auch einige Baumarten angepflanzt, die aus fremden Erdteilen stammen, und die hier also, wo es galt, Flugland und Sturm Troß zu bieten, eine passende Verwendung fanden. Es sind dies die gemeine Akazie, die bekanntlich aus Nordamerika stammt, und deren Wert für Landgegenenden nicht zu unterschätzen ist, sodann aber der Götterbaum, eine sehr schöne chinesische Gehölzpflanze, die auch bei uns in Parkanlagen häufig zu sehen ist, und die dreidornige Gleditschie, die der Akazie äußerlich einigermaßen ähnelt und die ihr auch verwandtschaftlich nicht sehr fern steht. Es giebt also gewiß Fälle, wo fremdländische Pflanzen sich als sehr brauchbar erweisen. Aber sie spielen doch meist eine sekundäre Rolle, und in dem vorliegenden Fall waren schließlich für den Erfolg doch inländische Pflanzen ausschlaggebend. Es galt nur, die richtigen zu finden.

Den geringfügigen Resultaten mit den neueren Einführungen stehen die günstigen Ergebnisse gegenüber, die man mit der Verbesserung des einheimischen Materials erzielt hat. Alle unsere Kulturpflanzen und Kulturtiere sind durch verständige Züchtung in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vervollkommenet worden. Oft ist es ein verhältnismäßig einfacher Versuch, der zu bedeutenden Verbesserungen führt. So können die Versuche, die Clausen zunächst an unren Getreidepflanzen ausgeführt hat, zu einer allgemeinen Verbesserung dieser wichtigen Fruchtgräser führen, wenn die

Ergebnisse jener Versuche überall berücksichtigt werden. In einem Artikel im „Journal für Landwirtschaft“ (Band 47, Heft IV) berichtet Clausen über diesen Versuch. Bei Weizen, Roggen und Gerste sind die größten Körner zugleich die schwersten, ein Verhältnis, das für den Hafer nicht zutrifft. Bei ihm kommt es häufiger vor, daß schwere, also gehaltreiche Körner kleiner sind, als leichtere. Während man daher bei den ersteren Getreidepflanzen die schweren Körner durch ein geeignetes Sieb von den leichteren trennen kann, bedarf man zur Auswahl der schwersten Haferkörner stets einer centrifugal wirkenden Kraft, durch welche die schweren Körner von den leichten getrennt werden können. Diese Trennung ist in sofern sehr wichtig, als Clausen durch Versuche festgestellt hat, daß die Aussaat von schweren Körnern einen weit größeren Ertrag liefert, als eine gleichschwere Menge von leichteren Körnern. Bei Roggen, Weizen und Gerste befinden sich die größten Körner zugleich in den größten Ähren. Eine Aussaat schweren Saatguts bringt hier Pflanzen von langen Ähren mit großen Körnern hervor, während der Strohertrag in beiden Fällen der gleiche ist. Es ist also von höchster Wichtigkeit, daß das zur Aussaat bestimmte Getreide nach der Schwere der Körner ausgewählt wird. Dadurch wird eine Pflanzencasse gezüchtet, welche mehr und schwerere Körner liefert als bisher. Die Mühe, ein besseres Pflanzmaterial zu erzielen, ist hier verhältnismäßig gering. So einfach es scheint, neue nützliche Tiere oder Pflanzen einzuführen, die andre Länder hervorbringen, so haben sich doch diese Bestrebungen in neuerer Zeit fast alle als wertlos erwiesen. Der Fortschritt liegt hier ohne Zweifel darin, daß das einheimische Material am richtigen Plage verwendet und durch Züchtung verbessert wird. —

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Granatfischerei in Büsum berichtet H. Barford in der Wochenschrift „Kerthus“: Die Nordseekrabben oder Garneelen in Eiderstedt unter dem Namen „Porren“, in Dithmarschen als „Kraut“ bekannt, von dem Ostfriesländer „Granaten“, von den Franzosen „Crevette“ und von den Engländern „Shrimps“ genannt, dürften heutzutage dank der schnellen Beförderung durch die Eisenbahn selbst dem Binnenländer, wenn auch nur im gekochten Zustande, nicht mehr unbekannt sein. Das Fleisch wird wegen seines süßen, nuzartigen Geschmacks allgemein geschätzt. Aber noch ein anderer Umstand hat dazu beigetragen, daß der Fang und der Versand der Garneele besonders in den letzten Jahren einen rapiden Aufschwung genommen hat: der Rückgang in den Erträgen der Ostsee-Krabbenfischerei. Vergebens haben sich Fischer und Gelehrte bisher um die Verantwortung der Frage nach den Ursachen des Rückgangs gefragt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Namen „Ostseekrabbe“ und „Nordseekrabbe“ recht unpassend gewählt sind; denn beide Arten sind in beiden Meeren heimisch. Daß die eine Art hier die andre dort besonders gefangen wird, resultiert aus den verschiedenen Lebensbedingungen beider. Die Nordseekrabbe bevorzugt salzigen Grund, der ihr an der schleswig-holsteinischen Westküste in genügender Maß geboten wird: sie ist eine Bewohnerin des Wattenmeeres. Dagegen lebt die Ostseekrabbe auf sandigem Boden, namentlich in den Seegraswiesen. Von der Nordseekrabbe unterscheidet sich letztere hauptsächlich durch den Besitz eines ziemlich langen Stirnschnabels, der mit einem Kiele entspringt und an der Spitze etwas aufwärts gekrümmt ist. Beim Kochen färbt sie sich, ähnlich wie der Hummer, schön rot, so daß sie sich schon dadurch vorteilhaft von der verwandten Art abhebt. An der Ostseeküste hatte man lange Zeit eine Abneigung gegen die Nordseekrabbe, bis diese sich doch schließlich auch hier das Feld erobert hat. Täglich preisen sie die Händler auf den Straßen Kiels mit lautem Rufe zum Kaufen an. Man bezahlt das Liter mit 40 Pfennigen; so teuer, oder besser gesagt, so billig konnte man vor 20 Jahren hier in Kiel auch die Ostseekrabbe erstehen; heute aber bedingt sie einen Preis von 2 M. bis 2,50 M. das Pfund und dann ist sie noch nicht immer zu haben.

Von den Nordseefischern wurde der Fang der Garneele seit langem betrieben, d. h. an unsrer schleswig-holsteinischen Küste ebendam nur von alten Männern und Weibern, die mit großem Korb und Streichhaken zur Ebbezeit auf das Watt hinauswaten, um dort die natürlichen Wasserrinnen, „Prieelen“ genannt, abzufischen. Der Ertrag war nur mäßig, entsprach jedoch vollends der geringen Nachfrage und dem niedrigen Preise. Meistens wurden die Krabben am offenen Feuer draußen am Seedeiche gekocht und höchstens an die Leute in der Nachbarschaft verkauft. Der Erlös war sehr gering. So kostete ehemals das Pfund einen halben Hamburger Schilling (dros. sis vier Pfennige), an einen Versand war nicht zu denken, weil die Krabben auf der langen Reise sehr rasch verderben. Mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes änderte sich das Bild. Seit etwa zehn Jahren wird namentlich von Büsum, das ohne Zweifel als der Ort der bedeutendsten Granatfischerei an der preussischen Küste anzusehen ist, ein schwungvoller Handel mit gekochten Krabben nach Hamburg, Kiel und auch wohl weit im Binnenlande getrieben, weshalb die alte Fangmethode der gesteigerten Nachfrage nicht mehr genügt. Büsum verfügt heute über eine ganze Flottille.

Der erste Krabbenkutter wurde im Jahre 1882 ausgerüstet; jetzt

ist die Flotte der Büsumer Fischer auf 30 Stück angewachsen. Damit ist nicht nur die Höchstzahl aller an den verschiedenen Stationen der Nordseeküste in Gebrauch befindlichen Fahrzeuge erreicht, sondern es sind hier zugleich auch die stattlichsten Fahrzeuge vorhanden, meist große gedeckte Kutten von wenigstens 25 Kubikmeter Brutto-Rauminhalt. Die Fischerfahrzeuge müssen stark gebaut sein, weil die Fischer zum Fang weit hinaus fahren. Liegen die Fahrzeuge im Hafen des im Sommer recht belebten Bade-Orts vor Anker, fahren sie mit geschwellten Segeln hinaus oder herein, so bietet sich dem Zuschauer ein stets aufs neue interessierendes Bild dar. Jedes Schiff repräsentiert einen Wert von 2—3000 M. und wird von zwei Personen bedient. Mit Eintritt der Ebbe segelt die Flotte hinaus vor die Büsumer Bucht. Während das Fahrzeug vor dem Winde langsam dahin treibt, schleppt es die „Kurru“, ein sackförmiges, nach hinten sich verengerndes Netz, am Meeresboden dahin, oft in einer Tiefe bis zu 20 Meter. Die Öffnung der Kurru wird von einem eisernen Rahmen umspannt, dem Kurrbaum, der eine Länge von 6 Meter und eine Höhe von 3 Meter aufzuweisen hat; die Netzlänge beträgt etwa 8,50 Meter. Die Maschen haben am Eingang eine Weite von 16—17 Millimeter, am Steert eine von 12 Millimeter. Die in dichten Scharen den schludigen Boden bedeckenden Krabben werden durch eine schwere Kette, welche das Netz hinter sich herzieht, aufgeschauert, schnellen empor und geraten so ins Netz. Das Kurren dauert reichlich eine Stunde. Dann wird das Netz heraufgeholt und der Fang an Deck entleert. Zunächst sibt man die Garneelen und zwar anzenbords, damit die kleineren und kleinsten Tiere sofort wieder in ihr Lebenselement zurückkehren können. Größere Garneelen ragen höchstens mit ihren Schwänzen durch die Maschen hervor. Der Fischer taucht das Sieb auch wiederholt in das Wasser und reinigt so die Tiere zugleich von dem Sand, welcher ihnen anhaftet.

Mit beginnender Flut kehren die Fischer wieder heim. Während der zweistündigen Rückfahrt werden die großen Granate gekocht. Im Raum des Fahrzeugs steht ein eiserner Kochherd auf einem cementierten Fußboden; der Schornstein ragt über Deck hinaus. Zum Kochen benützt man Seewasser, dem noch einige Pfund Salz zugefügt sind. Sofort nach dem Aufkochen schüttet man die gefischten Garneelen ins Wasser, der Gropen wird mit einem eisernen Deckel verschlossen. Kocht das Wasser nun wieder auf, dann werden die Garneelen mit einem Nätzcher aus dem Kessel gefüllt und zum Abkühlen und zur Abkühlung auf Sieben ausgebreitet, nachher in Körbe verpackt, fertig zum Versand; denn kaum haben die Fischer ihr Fahrzeug verläßt, dann werden die Körbe auch schon auf bereitstehende Karren verladen und zur Bahn gebracht. Die Händler haben Eile, damit sie den „Anschluß“ nicht verpassen. Ich hatte Gelegenheit zu beobachten, wie die Krabben mit mir zugleich von Büsum kommend in Kiel anlangten. In neuerer Zeit verwendet man die Krabben auch in dicht verschlossenen Blechdosen auf größere Entfernungen. Die Hauptfangzeit erstreckt sich von Anfang März bis in den November hinein, selten weiter in den Winter, weil der Ertrag alsdann spärlich ist. Die Ausbeute eines Kutters ist natürlich erheblich, durch den Wechsel der Bitterung bedingten Schwankungen unterworfen; sie balanciert pro Tag zwischen 50 und 400 Pfund. An Ort und Stelle wird das Pfund durchschnittlich mit 10 Pfg. bezahlt. Büsum verschickt jährlich etwa 400 000 Pfd. Krabben; dies Gewicht entspricht einer Stückzahl von mehr als 20 Millionen. Natürlich wird der Versand der gekochten Krabben in schwüler Sommerzeit sehr erschwert. Um auf alle Fälle die Ausbeute rationell zu verwerten, hat man in Heide und Marne Krabben-Konservenfabriken errichtet. Die Tiere werden ausgekühlt und in Blechdosen hermetisch verschlossen. In Büsum besteht eine Krabbenextrakt-Fabrik, woselbst die Krabben eingekocht und nach der Methode der Fleischextrakt-Fabrikation weiter verarbeitet werden. —

Volksskunde.

— Alte Sterbegebräuche in Holland. Während es vor einem Vierteljahrhundert noch in vielen Gemeinden der Provinz Seeland auf dem platten Lande allgemeine Sitte war, vor ein Sterbehaus das sogenannte Totenstroh zu legen, hat man jetzt mit diesem Gebrauch gebrochen. Nur selten kann der Fremde die Frage stellen: „Was bedeutet das Bündel Stroh vor der Wohnung?“ Unverändert lautete dann die Antwort: „Nun ja, es ist ein Toter in der Wohnung!“ Die Größe des Bündels stand mit dem Alter des Verstorbenen in Zusammenhang. Nur an einigen Orten befolgen noch alte Leute diese Gewohnheit, aber ob sie die Bedeutung derselben begreifen? Es scheint, so schreibt die „D. Wchztg. in d. Niederl.“, bei den ältesten Bewohnern Seelands Sitte gewesen zu sein, die Leichen der Verstorbenen auf Schiffen in der See zu verbrennen, eine Gewohnheit, die mit der Einführung des Christentums wegfiel, aber doch wurde soviel wie möglich an den vorüberlichen Leichenfeuern festgehalten; so blieben z. B. noch sehr lange die Abendbegräbnisse mit Fackeln im Schwang, die Leichenmahlszeiten und auch das Legen von Leichenstroh, das nach dem Begräbnis verbrannt wurde. Mögen nun die Abendbegräbnisse gänzlich als abgethan gelten und die eigenartigen Mahlszeiten große Seltenheiten sein, so wurde das Legen von Totenstroh doch noch lange Zeit beibehalten; es muß aber jetzt allmählich weichen. In einigen Jahren wird auch wohl diese Eigenartigkeit der Vergangenheit angehören. Ein Begräbnis in den östlichen Provinzen ist für Städter stets eine merkwürdige Begebenheit. Sofort nach dem Tode eines Gemeindeglieds sorgen die Bauernfrauen für das „afleggen“, das „verhennelken“ mit dem „hennelkeed“ (Toten-

(Nees), das in einem ordentlichen Haushalt stets vorhanden sein muß. Die Männer kommen zusammen und lösen über das „anzeggen“ (ansagen), das persönlich zu geschehen hat; ferner müssen sie sich darüber einigen, wer die Totenglocke zu läuten hat. Nach der Bekanntmachung des Sterbefalles gehen die „groevenergers“ nochmals aus, um zur Teilnahme am Begräbnis aufzufordern, meistens ein paar Stunden früher, als die Feier stattfindet, bei welcher Gelegenheit jeder erst ordentlich speisen kann. Ist auf diese Weise jedem Gerechtigkeit widerfahren, so erscheint der „doodenboer“ mit einem langen Wagen mit zwei Pferden; der Sarg wird zur Hälfte darauf gestellt und festgebunden, und die Frauen nehmen auf dem Wagen auf Heufäden Platz. Nunmehr setzt sich der Zug in Bewegung zum Kirchhof, woselbst die Träger mit der Bahre bereit stehen. Allmählich verändert sich dies alles; man teilt den weit Entfernten den Trauerfall per Brief mit. Auch die großen Mahlzeiten kommen nur noch selten vor, und mancher Leidtragende schließt sich dem Zuge unterwegs an.

Physiologisches.

10. Die geistigen Provinzen des Gehirns. Der Gallener Neurologe Hixig hatte im Jahre 1870 durch Experimente die Entdeckung gemacht, daß ein Teil der Gehirnoberfläche in verschiedene Bezirke zu teilen ist, von denen jeder die Bewegungen gewisser Körperteile einleitet und beaufsichtigt. Viele Forscher haben sich mit der Lösung der aus dieser Thatsache sich ergebenden Frage beschäftigt. Erstens entstand hieraus die Aufgabe, festzustellen, ob solche Bezirke in Wirklichkeit besondere geistige Organisationen darstellen, und zweitens, ob sie wie eine kleine geistige Maschine in Bezug auf die Erscheinungen der freiwilligen und automatischen Bewegungen des Körpers wirken. Die Untersuchungen der letzten drei Jahrzehnte haben zunächst das Vorhandensein derartiger geistiger Bezirke vollumfänglich bestätigt, so daß man jetzt in der Lage ist, genau die Stelle im Gehirn zu bezeichnen, die z. B. die Bewegung eines Arms oder einer Hand veranlassen, wenn eine freiwillige Thätigkeit, wie etwa das Schreiben oder Zeichnen geübt werden soll. Ein weiteres Problem, das für die Physiologie von großer Wichtigkeit ist, besteht in der Ermittlung, wie solche geistige Mittelpunkte auf einander wirken und vor allem, inwieweit sie zur Aufnahme von Gefühlseindrücken und als Ausgangsstation zur Abgabe von Befehlen an die Muskeln dienen. Es wird allgemein angenommen, daß die sogenannte Apperception, die bewußte geistige Auffassung, allen Aeußerungen des Willens unmittelbar vorausgehen muß. Hixig wies neulich in einem Vortrage darauf hin, daß wenigstens bei den fleischfressenden Tieren die Pläne zu den von bestimmten Körperteilen auszuführenden Bewegungen in dem sogenannten motorischen Centrum des Gehirns entstehen, das fraglos die Stelle ist, von der aus der endgültige Befehl zur Ausführung der Bewegungen durch Nerven telegraphisch erlassen wird.

Technisches.

— In der „Elektrischen Gesellschaft“ zu Köln sprach unlängst Eisenbahn-Direktor Vork über: Elektrische Vorkbahnen unter besonderer Berücksichtigung der Versuche auf der Wannseebahn bei Berlin. Der Redner warnte vor den übertriebenen Erwartungen, die man vielfach für den elektrischen Betrieb hege. Es seien Bahnen mit Geschwindigkeiten von 200 bis 250 Kilometern die Stunde projektiert worden, die in absehbarer Zeit nie zur Ausführung kommen würden, da die durch sie erreichte Abkürzung der Fahrzeit auf etwa die Hälfte der gegenwärtig üblichen nicht die für diese Bahnen aufzuwendenden riesigen Kosten rechtfertigen werde. Andererseits seien Projekte mit sehr großen Verschleimigungen bei der Anfahrt ausgearbeitet, die wohl auch an der Kostenfrage scheitern würden. Die Staatsbahn erkenne gewiß an, daß der elektrische Betrieb insofern große Annehmlichkeiten für die Reisenden und die durchsahrene Strecke biete, als die Rauch- und Aufbelästigung fortfalle und das Geräusch wesentlich gemindert werde, doch konnte sie sich zur Einführung solcher Betriebe nur dann entschließen, wenn die Betriebskosten mindestens nicht teurer seien, als beim gegenwärtigen Betriebe. Am meisten dürften die Vorteile des elektrischen Betriebs bei sehr dicht befahrenen Strecken in dicht bevölkerten Gegenden hervortreten, aus diesem Grunde habe die preussische Bahverwaltung ihre Versuche auf einer der verkehrsreichsten Strecken, nämlich der Wannseebahn zwischen Berlin und Zehlendorf angestellt. Störungen haben sich bisher nie gezeigt, doch muß zunächst die Erfahrung des Winters mit seinem Schnee und Eis abgewartet werden. Die bisherigen Aufstellungen zeigen eine Ersparnis von stark 10 Proz. in den Betriebskosten gegenüber dem Dampfetriebe, dazu läuft der Zug wesentlich ruhiger und erreicht schon nach zwei Minuten seine volle Fahrgeschwindigkeit, während beim Dampfetriebe hierzu etwa drei Minuten erforderlich sind, was bei den nur etwa vier Minuten auseinanderliegenden Stationen eine Abkürzung der Fahrzeit ohne Erhöhung der größten Fahrgeschwindigkeit ermöglichen würde. Der Stromverbrauch steigt bis zu 1200 Ampere, und beträgt etwa 23 Wattstunden auf den Tonnenkilometer. Aus der auf den Vortrag folgenden Besprechung ergab sich, daß aus strategischen Rücksichten die Durchführung des elektrischen Betriebs für alle Strecken nicht ins Auge gefaßt werden könne, da im Kriegsfalle die stromführenden Leitungen zu leicht zerstört werden könnten, auch für etwaige Bewegungen in Feindesland Dampflokomotiven zur Verfügung stehen müßten, es handle sich zunächst nur um die Einführung des elektrischen Betriebs für Vorort-

und Stadtbahnen. Für Fernbahnen würden sowohl von privater Seite in Deutschland, wie von ausländischen Bahnen ausgedehnte Versuche unter Verwendung von Drehstrom als Betriebskraft gemacht, sodas auch auf diesem Gebiet bald wesentliche Fortschritte und Erfahrungen vorliegen dürften.

Humoristisches.

— Verschnappt. A: „Mir ist eine anonyme Karte zugegangen, auf der ich Lump und Halsabschneider genannt werde!“
 B: „Die wird irgend ein guter Freund geschickt haben!“
 A: „Das glaube ich nicht; es muß einer gewesen sein, mit dem ich geschäftlich zu thun gehabt habe!“ —

— Großer Unerschied (Pfälzisch). De Hannarm (Johann Adam) isch emol e paar Woche noch im Herbst von re Norwe heim-gange; 's war schun gege Morge. Er geht nämlich immer früh heem, de Hannarm, wann er so tuu geweest isch. Wie er vors Dorf kommt, sieht er am e Baam angelehnt e Mann siehe. Bin Näherhingude merkt er, daß es e Stadtherr isch, schön un fein angezoge. De Kopp hat er ziemlich tief nummergeboge g'hatt un sei Gesicht hot ausg'sehe wie Appelprei. Dabei macht er die gröschte Anstrengunge, uff e ganz deutlich Art lei innerste G'siehe ausbedrücke.
 „O Du armer Deiwel,“ ruft Hannarm, „deß kenn' ich. Geß nunner zu hot de Reue (Wein) besser g'schmack wie nuff zu?“ —

— Aus dem Kataloge des Musikalienhändlers Klimpermann:
 Dir möcht' ich meine Lieder weihen . . . mit 5 Proz. Rabatt.
 Es war ein König in Thule . . . vierhändig.
 Du hast Diamanten und Perlen . . . für 50 Pf.
 Der Schwab braust . . . vierstimmig.
 Reich mir die Hand mein Leben . . . mit Angabe des Fingerspiels.
 Du, du liegst mir im Herzen . . . in ganz kleinem Format.
 Ein Schäfermädchen weibete . . . leider etwas abgegriffen.
 Ich wollt', mein Liebe ergösse sich . . . in Leinwand.
 Das Gebet der Jungfrau . . . mit Lederrücken.
 O du mein holder Abendstern . . . schon gebrauch't.
 Die Liebe vom Zigeunerstamm . . . neu eingetroffen.
 Ich bete an die Macht der Liebe . . . im Schaufenster.
 („Wegged. hum. Bl.“)

Notizen.

— Ernst Casteins letzte Arbeit, der Roman „Der Pfarrer von Alsborg“ wird im Herbst 1901 illustriert bei Adolf Bong u. Co. in Stuttgart erscheinen. —

— „Ueber untre Kraft, II. Teil“, ist nun endgültig freigegeben. Das Stück wird demnächst im Berliner Theater in Scene gehen. —

— Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer“ wird, etwa Ende nächster Woche, am selben Tage im Deutschen Theater in Berlin und im Münchner Hoftheater in Scene gehen. —

— „Der Marquis von Keith“, Ernst Wedekinds neue Komödie, wird im Neuen Theater durch das Westhalesche Ensemble zum erstenmal aufgeführt werden. —

— Der Akademische Verein für Kunst und Literatur beabsichtigt, einzelne Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts durch die Aufführung der Stücke unsrer Zeit wiederzugewinnen. —

— Charles Castmanns „Gabaluk im Wetterhäuschen“ wird vom Berliner Theater als Weihnachtsnovität gebracht werden. —

— In Nürnberg eröffnet am 22. Dezember Direktor Westhale ein zweites Theater, das den Namen „Intimes Theater“ führen wird. —

— Wilhelm Leibl der Maler ist in Würzburg an Herzlähmung gestorben. Leibl war am 23. Oktober 1844 in Köln geboren, studierte von 1864 an, nachdem er zuerst Schloffer gewesen, in München bei Piloty und Ramberg, lebte ein Jahr in Paris und war seit seiner Rückkehr in dem oberbairischen Dorfe Kibling ansässig. Eine eingehende Würdigung des Dahingegangenen werden wir in unserer nächsten Nummer bringen. —

— Preisaus schreiben. Die Abteilung für Tier- und Pflanzenschutz der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften zu Gera wünscht für die neue, zur Massenerbreitung bestimmte Preischrift „Deutsche Jugend, liebe Pflanzenschutz!“ eine passende Zeichnung für den Umschlag zu erhalten, nach welcher sich derselbe in ein bis drei Farben in Buchdruck herstellen läßt. Das Format des Hefts wird 13 1/2 zu 21 Centimeter (Hochformat) betragen; für den in Schriftzug erfolgenden Titeleindruck muß entsprechender Platz frei gelassen werden. Für das unbeschränkte Eigentumsrecht des besten Entwurfs ist ein Preis von 50 M. angesetzt. Einwendungen sind bis zum 10. Januar 1901 an den Vorsitzenden Emil Fißcher in Gera (Neuh), Laafenerstr. 16, zu richten. —

— Die Sammlung für den Rausen-Fonds in Schweden und Norwegen hat rund 850 000 Kronen ergeben. Außerdem schenkte ein Ingenieur dem Fonds einen Wasserfall von 4000 Pferdekraften im Schätzungswerte von 125 000 Kronen. —